

fommenheit des Ganzen gehörend. Wenn er vergeßlich und zerstreut war, sogar Staatspapiere verlegte, man konnte es ihm kaum übel nehmen. Einmal hatte er einen Brief des Königs von höchster Wichtigkeit hingethan, und wußte nicht wo. Lange war alles Suchen umsonst; endlich wurde er im Badezimmer gefunden, wo er ganz offen lag.

Rodney dagegen besaß, neben seinem Leichtfinn, Eigenschaften, die ihm eine glänzende Laufbahn eröffneten; ein rastloses, bewegliches Wesen, das immer Beschäftigung wollte; viel Erfahrung und Kenntniß im Seedienste; großen Durst nach Ruhm. Er konnte wochenlang unausgesetzt Tag und Nacht arbeiten, wenn ihn eine Idee ergriffen hatte. Was er als Befehlshaber unternahm, war überdacht. Im Kriege hatte er Glück, das ihm oft als Verdienst galt. Dies machte ihn zuversichtlich, entschlossen und im Augenblicke der Entscheidung verwegen. Weil das Glück mit ihm war, hatten Matrosen und Soldaten blindes Vertrauen zu ihm: das bahnte neue Erfolge an. Er selbst sprach von sich, als könnte es ihm nie fehlen, und er sprach gern und mit Selbstgefälligkeit von sich. Unmäßig im Strafen und Belohnen, schreckte er seine Untergebenen eben so sehr, als er sie an sich fesselte.

Friedrich der Große, König von Preußen, und Napoleon, Kaiser der Franzosen.

Daß Preußens Friedrich und Frankreichs Napoleon die geistvollsten und großwirkendsten Fürsten der neuern Zeit gewesen sind, ist von der Welt eingestanden; denn beiden eigneten schon die Zeitgenossen, aus Schmeichelei oder Bewunderung, den Ehrennamen der Großen zu, den nur die Nachwelt mit Gerechtigkeit spenden

kann. Wem aber von beiden größere Bewunderung und Achtung gebühre, würde nur der mit Glück entscheiden, welcher, in der Allwissenheit eines Gottes, die Reinheit des sittlichen Willens und das Maß der Kräfte von beiden, im Verhältnisse zur Macht der Hindernisse und Umstände, durchschauen könnte, die sie zu überwältigen oder zu benutzen hatten. Auch müßte ihm gegeben sein, das, was jeder zur Schöpfung seines Glanzes beitrug, abzusondern von dem, was der gütige Zufall, oder vielmehr das unerforschbare Schicksal geleistet hat.

Es ist auch eine sehr überflüssige Frage, was geschehen sein würde, wenn Friedrich der Große und Napoleon Zeitgenossen gewesen sein würden. Ihre Lösung gehört vor den Richterstuhl des politischen Kannegießers.

Gewiß aber ist, daß beide in ihrer Denkart, Weltansicht und Handlungsweise, so wie auch darin Vieles mit einander gemein hatten, daß sie deswegen von den Wenigsten ihrer Zeit begriffen, von den Meisten vergöttert oder vertheufelt wurden.

Welche Abscheulichkeiten und Zerrbilder hat der schriftstellernde Janhagel von Friedrich und Napoleon während ihres Lebens erfunden und verbreitet, und der nichtschriftstellernde geglaubt! Friedrich mußte in andern Ländern, freilich nicht in seinem Preußen, dem Volke als ein Gottesläugner, als ein wahrer Teufel, als ein blutdürstiger Tyrann erscheinen, vor dem Alles zitterte; als ein Mensch ohne Anständigkeit in Wort und That, roh und schmutzig, die Seinigen oft mißhandelnd; als ein Ausbund wüster Laster und einer gräuelhaften Liebe, welche ihn vom andern Geschlechte entferne; als ein kleinlicher, verschmitzter, neidischer Selbstling, der nichts neben sich gelten lassen wolle. Selbst Gebildete ließen sich nicht ausreden, daß er auf Verdienst und Ruhm eines Schwertkriegers und Reichthums eifersüchtig gewesen sei, und ihr Heldentod ihm ganz willkommen gewesen wäre. *On le supposoit enchanté de*

les avoir fait tuer, sagt der geistvolle Prinz von Ligne*) der aber hinzusetzt, was auch in Bezug auf Napoleon gelten kann: *C'est ainsi que les gens médiocres tâchent d'abaisser les grands hommes, pour diminuer l'espace immense qui les sépare d'eux.*

Und wer weiß nicht, wie man in unsern Tagen den französischen Kaiser desselben niedrigen Neides gegen seine ausgezeichnetern Feldherren, besonders gegen Moreau, beschuldigte; wie man ihn in seinem häuslichen Leben als einen Wütherich darstellte, neben dessen pöbelhaftem Wesen Niemand ausdauern könne; wie man ihn bald als einen unvermögenden Ehemann, bald als einen ekelhaften Wollüstling schilderte, der selbst die Blutschande nicht in der Zahl seiner Verbrechen habe wollen fehlen lassen; wie man ihm sogar den gemeinsten persönlichen Muth, ja sogar alles Feldherrntalent absprach! — Wie ganz anders erscheint der große Mann nun nach den Zeugnissen derer, die ihn täglich sahen, und die nach seinem Tode erst ihre Stimmen erheben! Wie anders in der Hochachtung, welche die tugendhafte Josephine ihm, auch nach getrennter Ehe, oder in der zärtlichen Liebe, welche ihm Marie Louise weihte, oder in der alles aufopfernden Freundschaft jener Edeln, welche ihm freiwillig in die Verbannung auf den Felsen von St. Helena folgten! Wie viele Fürsten der alten und neuen Zeit gibt es noch, ja wie viele Privatleute, die sich solcher rührenden und unverwerflichen Urkunden ihres sittlichen Wandels rühmen könnten?

Friedrich und Napoleon waren, während ihres Lebens und Wirkens, zu überraschende Erscheinungen, um von der Mittelmäßigkeit oder gar von der Hese der Zeitgenossen begriffen zu werden. Sie durchschnitten mit ihrer Großthätigkeit zu viele Interes-

*) *Lettres et pensées du maréchal prince de Ligne, publiées par Mad. la baronne de Staël-Holstein. Paris 1809 p. 16.*

fen, um dem Geschrei des Neides oder Hasses entgehen zu können. Beide waren, nicht der Form oder dem Namen nach, sondern durch Selbstgefühl ihrer Ueberlegenheit, wahre Selbstherrscher, die unbeschränkt walten wollten, keinen Einspruch duldeten, und nur Anderer Rath, aber nicht deren leitenden Einfluß beehrten. Beide waren die größten Feldherren ihrer Zeitalter, und hingen mit fast zu großer Vorliebe am Heerwesen, welches ihnen Uebergewicht und Ruhm gewährte. Beide waren die Abgötter ihrer Heere. Friedrich hat keine höhere Begeisterung seiner Soldaten auf den Schlachtfeldern erfahren, als Napoleon. Der Preuße ging für seinen „Friß“ entschlossen in den sichern Tod, und der Franzose, sah er den Wink seines „kleinen Korporals“, rannte singend in den Kartätschenhagel. Aus Napoleons Feldherrnschule zu sein, ist heute noch kein geringerer Ruhm für den Marschall und Hauptmann, als ehemals es galt, aus Friedrichs Schule zu stammen. Napoleon und Friedrich aber waren mehr, als nur Soldaten; beide galten durch Scharfsinn, Wiß, kühne und auffassende, ich möchte sagen, den Gedanken der Zukunft errathende Berechnungen, als Meister der Staatskunst, und wurden häufig von denen zuerst nachgeahmt, welche ihnen öffentlich die wenigste Gerechtigkeit widerfahren ließen; oder wurden oft nur im Unlöslichen nachgeahmt, wie dies bei aller Nachahmerei der gemeine Fall ist. Beide verbanden mit ungeheuern Gedächtnisse, welches ihnen selbst Namen, Ort und That zahlloser Soldaten vergegenwärtigte, eine durchdringende Urtheilskraft und ein Feingefühl, vermöge dessen sie, mit seltenen Ausnahmen, immer den rechten Platz herausfanden. Beide ergriffen und bezauberten Jeden, der mit ihnen in persönliche Berührung trat, und rissen ihn mit sich fort, selbst wider Willen des Fortgerissenen. Beider rastlose Bie-
thätigkeit erregte bald Erstaunen, bald Ungläubigkeit der Welt. Beide, von Jugend auf den Wissenschaften hold, kannten nichts

Edleres als diese, suchten Erquickung bei diesen, wenn sie den Welttheil mit ihren Thaten erschüttert hatten, und fanden noch Zeit und Lust genug, ihren Geist im Umgang mit Gelehrten und Künstlern zu erheben und zu bereichern, wenn sie Tagesgeschäfte abgethan hatten, welche für Andere wohl Lebensgeschäfte gewesen wären. Beide hatten denselben Durst nach Ruhm und Namensunsterblichkeit; aber für das Urtheil der Zeitgenossenschaft, deren Befangenheit sie kannten, nur Neugier, nicht Hochachtung oder Ehrfurcht. Männer, wie diese, welche im Leben keinen Höhern über sich anerkennen mochten, würden im Leben wohl schwerlich Freunde geworden sein; aber träfen sie in Elysium zusammen, sie würden sich wahrscheinlich mit gegenseitiger Anerkennung als Brudergeister umarmen.

Obgleich in Friedrich mehr die Gabe des Wizes, in Napoleon mehr die Gabe des Scharffsinns glänzte, jener daher Tonkunst und Dichtung, dieser den Ernst der mathematischen Wissenschaften liebte, waren doch beide dadurch nicht zur Einseitigkeit ausgebildet. Denn es ist eben so bekannt, mit welcher Lust sich Friedrich dem trockenen Regelwerk der Taktik, Strategie und Kriegsbaukunst hingab, als bekannt ist, wie gern Napoleon sich vom Zauber des Schauspiels rühren ließ, oder die klassischen Dichter Frankreichs und Italiens las, aus welchen er ganze Stellen im Gedächtnisse hatte. Beide vereinigten sich auch in einem fast leidenschaftlichen Gefallen an den schönen Werken der Baukunst; beide ließen sich, bei Ausführung ihrer Entwürfe, in alle Einzelheiten derselben ein, und behielten sich nicht selten die unmittelbare Aufsicht vor. Die Verschönerungen, welche Friedrich durch eine Menge von Palästen, Schlössern und andern Anlagen den Städten Potsdam, Berlin, Charlottenburg gab, sind, nach Maßgabe der Mittel, die ihm zu Gebote standen, nicht geringer zu achten, als Napolons Verschönerungen von Paris und andern.

Städten, oder dessen riesenhafte Prachtwerke, Genis- und Simplonstraßen, Kanäle und Hafenbauten.

Ueber alle andern Gemüthsvermögen wog aber immer in beiden der Verstand vor; ja nur zu seiner Unterstützung schienen sich in ihnen alle übrigen besonders entwickelt zu haben. Wie hätten sie ohnedem, als Verwalter großer Reiche und Ordner großer Schicksale, ihre Aufgabe übernehmen und lösen können, wie sie sie löseten? Selbst die angenehmsten der menschlichen Gefühle, selbst die Neigungen der Freundschaft und Zärtlichkeit, selbst die Ausbrüche der Freude, des Schmerzes, des Mitleidens und der Wehmuth waren in beiden der Herrschaft und den Berechnungen des Verstandes eben so untergeordnet, wie ihrer Geistesthätigkeit es der Schlaf oder das Essen und Trinken waren.

Es dürfte schwer zu entscheiden sein, ob Friedrich oder Napoleon mehr Gemüthlichkeit besaß. Wenn jener gleich Dichter war und Tonkünstler, ward er doch von diesem an Reizbarkeit übertroffen. Man sah Napoleon oft tief erschüttert, oft zu Thränen bewegt; im Umgang mit seinen Vertrauten oft innig und herzlich, und ein rührender, schöner Zug bleibt ewig, daß er auf St. Helena leichter den Verlust der Weltherrschaft vergaß, als er die Trennung von seiner Gemahlin und seinem Kinde verschmerzen konnte. An ihren Bildnissen und Büsten hing in der Sterbestunde der treue Blick seiner brechenden Augen fest.

Wir sollen es uns nicht verhehlen, daß die Bande der glücklichen Ehe und der Vaterfreuden den Menschen fester an das Menschliche ziehen, und ihn mitfühlender und traulicher machen, als alles Uebrige. Der Hagestolz, vereinzelt wie eine geborne Waise, und immer auf das eigene, mit nichts Anderm verwachsene Ich beschränkt, wird wider seinen Willen zum Selbstling, dessen Wichtigstes unterm Himmel nur immer er sich selbst bleibt. Vielleicht, wenn der große Friedrich, der dichtende, kunstliebende Held,

Gemahl der Prinzessin Amalie von England und Vater blühender Kinder geworden wäre, würden wir mehr Züge seines gemüthlichen Lebens und Webens, als geistreiche Einfälle, witzige Erwiderungen und glückliche Spöttereien von ihm erfahren haben.

Es lag übrigens in Friedrichs wie in Napoleons Denkart eine eigenthümliche Hoheit, die schon aus der Erhabenheit ihrer Würde, dem weiten Gesichtskreise ihrer Verhältnisse, der Zahl und Wichtigkeit ihrer Berufsgeschäfte nothwendig hervorgehen mußte, wenn sie ihnen nicht auch natürlich gewesen wäre. Aber ohne diese Denkart wären beide nie zu ihrer Größe und zu dem ungeheuern Wirkungskreise gekommen. Kleinliche Menschen verlieren sich auf dem Throne in Nebendingen und Unwichtigkeiten, und werden dadurch, daß sie höher stehen, nicht größer, sondern kleiner. Napoleon wie Friedrich empfanden jene löwenartige Großmuth, welche sich schämt, persönliche Kränkungen an Schwächern zu rächen, und die nur den Starken furchtbar sein will. Beide vergaßen sich selbst über die Sache ihres Staates; dem einzelnen Menschen trugen sie nie lange nach, und oft riefen sie in Gutmüthigkeit oder leichtem Sinne den, der ihren Zorn erregt hatte, am ersten wieder zu sich. Darum waren sie nicht ohne Schwächen. Sie ließen sich oft in ihren Neigungen hingehen, und schienen nicht selten eben so sehr ohne Grund zu lieben, als zu hassen. Wer ihnen einmal durch Gewohnheit Bedürfniß oder Lieb geworden, dem ward viel gut gerechnet. Hatte Friedrich gegen irgend Jemand eine vorgefaßte Meinung, so mußte der Alles versündigt haben, und er ließ sich nichts einreden. Vom österreichischen General Nieu z. B. konnte ihm Keiner sprechen, ohne daß er diesen Mann, der ihm als Minister in Berlin mißfallen hatte, mit Bitterkeit bezeichnete; so manchen Andern. Auch Napoleon hatte seine Leute, die verdient oder unverdient das beständige Ziel seines verachtenden Spottes blieben.

Warum sollte ich bezweifeln, daß, wenn Friedrich, mit seinem allesüberwältigenden, kühnberechnenden, unerschütterlichen Geiste, statt Napoleons die Thatenbahn vor Toulon begonnen, dann, wie er, die unvorsichtigen Feldherren Oesterreichs aus Italien vertrieben hätte, er zuletzt einen Kaiserthron in Paris aufgerichtet und dem ganzen übrigen Europa Troß geboten haben würde? Man kennt sein bedeutsames Wort: *Si l'on veut faire un beau rêve, il faut être roi de France. Contre mon gré on ne tireroit pas alors un coup de canon en Europe etc.* Und umgekehrt: hätte Napoleon, als geborner König, den Thron der Preußen zur Zeit Maria Theresia's, Dauns und Laudons ererbt, würde sein Riesengeist wohl minder groß gewirkt haben?

Beide außerordentliche Männer machten aber den Anfang ihrer glänzenden Rollen unter so verschiedenen Umständen, in so ganz anders gestalteten Zeiträumen, daß es eben so leicht oder schwer sein dürfte, sie unter einander, als den Julius Cäsar mit beiden zu vergleichen.

Friedrich fand sein Reich als Erbstück vor, und den Thron fertig. Er hatte ihn nach dem Tode seines Vaters nur zu besteigen. Napoleon hingegen mußte ihn erst bauen. Jenen ernannte das Recht der Erstgeburt zum König; diesen sollten Tugenden, Verdienste und Schicksal dazu machen. Jenem, als ihm sein Vater die Thronerbschaft entziehen und sie dem Prinzen August Wilhelm zuwenden wollte, genügte ein einziger gesunder Einfall: „Er kann's, wenn er mich unehelich erklärt!“ um sein Recht festzustellen. Dieser mußte erst durch eine glänzende Reihe von Siegen, durch erworbene Bewunderung der Welt beurfunden, daß er und kein Anderer in Frankreich der Erste sei, daß er von Natur und Schicksal den Vollmachtsbrief empfangen habe, Gebieter und Schutzherr eines Staates zu werden, der nur durch ihn furchtbar und gewaltiger denn je geworden war. Selbst der Neid seiner Mit-

bürger mußte anerkennen, er sei des Thrones würdig. Eine solche Aufgabe war ohne Widerrede schwerer, als die üble Laune eines grollenden Vaters zurückweisen, und Napoleon genoß hier eines Vorzugs, wie ihn das Verdienst stets vor der glänzendsten Geburt haben wird.

War jemals ein Monarch rechtmäßiger Inhaber seines Thrones, so war es Napoleon. Die Nation hatte ihn dahin gehoben, wie einst den Pipin auf den Thron der Chlodowigen. Napoleon hatte aber keinem Vorfahr gewaltsam die Krone entrißen, durch keine Verbrechen und Grausamkeiten die höchste Gewalt genommen. Die Mehrheit der europäischen Höfe erkannte ihn als den Kaiser Frankreichs an. Und wenn ihn schon England den kleinen Korfen hieß, verminderte dies seine Macht und Größe so wenig, als wenn der römische Hof im großen Friedrich nur den „kleinen Markgrafen von Brandenburg“ fand. Daß Napoleon sich noch vom Papst salben ließ, daß er seinen Fürstenthum mit einer Kaiser-tochter theilte, war in der That keine Befräftigung seiner rechtmäßigen Hoheit, sondern eine Förmlichkeit, welche er den Begriffen des Zeitalters schuldig zu sein glaubte.

Napoleon hatte, da er die Krone empfing, seines Namens Ruhm schon über alle Welttheile verbreitet; Friedrich hingegen, da er die seinige nahm, mußte sie erst glänzend machen. Beide hatten beim Beginn ihrer feldherrlichen Laufbahn das mit einander gemein, daß sie dieselbe in fast gleich jugendlichem Alter und mit gleich großer Ueberraschung ihrer Feinde eröffneten. Friedrich zählte achtundzwanzig Jahre, als er in den ersten schlesischen Krieg zog; Napoleon beim Anfang seines ersten italienischen Feldzuges sechsundzwanzig. Jener, an Land und Volk nicht mächtiger als der Papst in seinem Kirchenstaate, besiegte bei Mollwitz des übermächtigen Oesterreichs Stärke mit Schaaren, die nur zum Prunk, nicht zur Schlacht geschaffen waren; dieser schlug

Oesterreichs sieggewohnte Feldherren und Krieger mit einem kleinen, durch Niederlagen und Entbehrungen aller Art fast entmutheten Heere. Jener nahm Schlessen, dieser Italien. Europa erstaunte über die Wunder beider.

Der französische Monarch, sobald er seinen Thron bestiegen hatte, wollte Frieden, um das von zwölfjährigen Kriegen und Staatsumwälzungen verwilderte Reich neu zu ordnen. Er trug selbst den Frieden seinem unversöhnbaren Feinde, England, an, doch vergebens. Er ward durch England und Oesterreich zu neuen Feldzügen gezwungen. Friedrich hinwieder, nach der Thronbesteigung, wollte Krieg. Es fehlte ihm an dringendem Vorwand. Er suchte ihn aus alten Pergamentbriefen, und fand, daß einst Kurfürst Friedrich Wilhelm die Fürstenthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau geerbt, aber an Oesterreich für den Schiebusser Kreis abgetreten, zuletzt jedoch auch nicht einmal diesen empfangen hatte. Dafür nahm er nun, als Eroberer, das gesammte Schlessen nebst der Grafschaft Glatz für sich.

Friedrich wie Napoleon wurden die größten Feldherren ihrer Zeit. Beide schufen eine neue Kriegskunst, indem sie das Bisherige vollendeter ausbildeten; beide waren im Auffassen der Begebenheiten und Verhältnisse, im Benutzen der Gelegenheit, im Wuchern mit Augenblicken gleich bewundernswürdig, so wie in der Schlacht durch Ruhe, durch richtigen Wurf ihres Blicks, durch Geistesgegenwart in der Noth, durch Neuheit der Gedanken, mit denen sie den Feind überraschten, durch Kunst, den höchsten Gewinn aus Dertlichkeit, Waffenart und Stimmung des Heeres zu ziehen. Während Feldherren noch heute Friedrichs und Napoleons Schlachten studiren, wollen wir den Stubengelehrten gern das Vergnügen gönnen, sich den Letztern wie einen unsinnigen Dschingis Khan zu denken, der seine Horden blindlings vortreibt und mit Verachtung des Menschenlebens und Hinopferung von Tausenden seine Siege

erzwingt. Mußte sich doch auch Friedrich der Große ehemals dieselben Vorwürfe der Unwissenden und Geschlagenen gefallen lassen.

Wenn Napoleon mit riesenhaften Hilfsmitteln riesenhafte Dinge verrichtete und triumphirend fast in alle Hauptstädte des festen Landes einzog, Reiche zertrümmerte, Reiche schuf, und zuletzt fast den ganzen Welttheil von seinem Wink abhängig machte, kann dies schwerlich die Thaten des großen Friedrichs verdunkeln. Was hätte dieser an der Spitze von dreißig Millionen Seelen geleistet, da er an der Spitze von kaum drittheil Millionen der Hälfte des Welttheils sieben Jahre lang die siegerische Stirne bot! Friedrich stand mehr denn einmal in Gefahr, von der ungeheuern Masse seiner Feinde überwältigt und vernichtet zu werden; jedesmal trat er furchtbarer und größer wieder hervor. Napoleon war nur einmal in solcher Gefahr, aber dieser erlag er. Doch erlag er seiner würdig und blieb auch im Fallen groß. Er stürzte mehr unter den Streichen des Schicksals, als seiner Feinde. Ohne Moskau's Brand und die russischen Winternächte würde er wahrscheinlich Elba nie gesehen haben. Noch einmal richtete sich der Riese mit verblutetem Leibe auf; dann sank er bei Waterloo auf immer. Mir scheint Friedrichs des Großen ruhmvolle Rettung vom Untergang nicht erhabener, als Napoleons Untergang. Die Gewalt des menschlichen Geistes wird in beiden gleich bewundernswürdig.

Der Parteisinn hat bisher, von Leidenschaft verblindet, den großen Kaiser der Franzosen in der Staatskunst als einen kleinen, verschmitzten Italiener dargestellt. Er erscheint in der Wirklichkeit ganz anders. Wer sich seiner Stärke und Ueberlegenheit bewußt ist, bedarf nicht der List und der übrigen Waffen der Schwäche oder Furcht. Napoleon war zu sehr Soldat, und kannte seine Uebermacht zu gut, um nicht den geradesten Weg zu gehen. Selten war wohl ein Staatsmann in seiner Sprache offe-

ner als er (was dann der Parteigeist Frechheit und Prahlerei hieß). Ja, er ging so weit, daß er das Zukünftige voraussagte. (Eben darum glaubten ihm seine Gegner nicht, die an höfische Kunststücke gewöhnt waren, und wählten falsche Gegenmittel, durch die sie verdarben.)

Der Verfasser des Antimacchiavell hatte nicht, wie Napoleon, den Vortheil der Uebermacht; und es kann ihm nicht zum Nachtheil gerechnet werden, wenn er die „preussischen Pflücker“ in Ruf brachte, um so mehr, da sich seine Feinde derselben wider ihn bedient haben würden, wenn — sie sie gehabt hätten. *„Tout le monde ne peut pas avoir la même politique,“* sagte er im Jahr 1770 zum Kaiser Joseph lächelnd, als er mit demselben im Lustlager zu Neustadt zusammenkam: *„Elle dépend de la situation, de la circonstance, et — de la puissance des états. Ce qui peut m'aller, n'iroit pas à Votre Majesté: j'ai risqué quelquefois un mensonge politique.“*

Daß der große Friedrich, der sein kleines Reich zuletzt um das Dreifache vergrößerte, es nicht auch gern um das Zehnfache erweitert hätte: wer möchte daran zweifeln? Er wollte seinen gewaltigen Nachbarn in Rußland und Oesterreich gewachsen stehen; darum war Niemand eifriger für den Grundsatz des politischen Gleichgewichts, als er. Ganz gewiß auch würde er sein Grobes vergliß nach dem Hubertsburger Frieden weiter versucht haben, wären ihm die Nachbarn nicht an Macht und Mitteln zu sehr überlegen, oder Natur und Verhältniß seiner Staaten so kräftig und in allen Wunden so leicht vernarbend gewesen, wie Frankreich oder Oesterreich.

Diese Rücksichten hatte der französische Kaiser nicht zu nehmen; auch nahm er sie nicht. Er erweiterte sein Reich, als Eroberer, mit dem Schwert in der Faust; aber nicht des politischen Gleichgewichts, sondern der Selbsterhaltung wegen. Es war sonnenklar,

daß das nebenbuhlerische England nie Frankreichs unerwartete Größe dulden, daß weder Rußland, noch Oesterreich, noch Preußen bei dieser Größe gleichgültig bleiben könne. Darum, sollten er und sein Herrscherstamm fest bestehen, mußte er die entschiedene Uebermacht seines Reiches auf ein Jahrhundert hinaus zweifellos machen; seinen Blutsverwandten Throne geben: sich mit Bundesgenossen umringen, die er aus schwachen Fürsten zu mächtigen erhob; das gesammte Staatenverhältniß des Festlandes verwandeln; mit einem Wort, ringsum eine Napoleonische Welt bauen, wenn ein Napoleon und dessen Geschlecht darin neben den Bestandtheilen ehemaliger Zeit fortbauern wollten. Für solch ein ungeheures Werk aber fühlte er selber den Reichthum aller seiner Macht zu klein, und darum verschmähte er auch nicht, bei aller Größe, eine Zuflucht zu unwürdigen Mitteln.

Mit Recht ist ihm die Anmaßung des spanischen Thrones, gleichwie dem Weltweisen von Sanssouci die Theilung Polens, zum Vorwurfe gemacht worden. Beide bemäntelten ihre gewalthätige Zertretung alles Völkerrechtes vergeblich mit Scheingründen der Nothwendigkeit. Es gibt weder in der Moral noch in der Politik eine Ungerechtigkeit, die sich rechtfertigen läßt, und in der einen wie in der andern hat die Sünde früher oder später ihre Nachwehen. Der große Friedrich schien späterhin den Himmel und die Welt durch den großmüthigen Frieden zu Teschen versöhnen zu wollen, worin er, mit eigener Aufopferung, Bayerns Selbstständigkeit gegen Oesterreichs Vergrößerungssucht rettete. Napoleon konnte sich nie solcher Großthat rühmen. Doch hat selbst Friedrichs Bewunderer, der Prinz de Ligne, nicht unbemerkt gelassen, daß der nordische Salomo nachher nicht ganz mit seiner Großthat von 1778 zufrieden gewesen zu sein schien, und ungern von dem Prozesse, wie der König den Feldzug nannte, reden

mochte, »pour lequel il étoit venu en huissier, faire une exécution.«

Man nahm in diesem bayerischen Erbfolgekriege wahr, daß der Sieger von Rossbach seinen Heldenlorbeer mit Sorgfalt schonte, und ihn nicht in Gefahr setzen wollte, zerrissen oder verloren zu werden. Er war dem Greisenalter nahe; die ersten Gefährten seines Ruhms standen nicht mehr an seiner Seite; fünfzehn Jahre lang hatten die preussischen Waffen keine Beschäftigung gehabt. Ich weiß nicht, ob wir die edle Friedensliebe des Königs, nach sieben erschöpfenden und zerrüttenden Kriegsjahren, ihm zum Verdienste, oder die fortdauernde Kriegseligkeit Napoleons diesem zum Vorwurfe rechnen müssen. Was möchte Friedrich in der Machtfülle des französischen Monarchen gethan haben, wenn ihm England den ewigen Krieg gemacht und die bezwungenen Feinde immer wieder gegen ihn aufgereizt hätte?

England wollte Frankreich durch Frankreich zu Grunde richten, und es nöthigen, durch Uebermaß seiner Größe zu zerfallen. England glich einem Spieler, der seinen Gegner immer zu *quitte ou double* auffordert, und es darauf ankommen läßt, wer am längsten aushält und zuletzt Alles oder Nichts hat. Es sah das Anfangs Unglaublichgewesene am Ende sehr glaublich, daß Napoleon Oberherr des ganzen Welttheils werden könne; aber dann rechnete es auf die Verzweiflung des Welttheils.

Wir dürfen dem wohl Zutrauen schenken, was Omeara und Las Casas von dem kaiserlichen Verbannten zeugen, daß er Englands schreckliches Spiel durchsehen habe; daß es aber nicht in seiner Macht gestanden, es zu ändern; daß er, wider Willen, von Krieg zu Krieg fortgerissen worden und nie zu jener Ruhe gelangt sei, nach der er sich immer gesehnt. Nebenbei aber werden es uns die Manen des außerordentlichen Mannes gestatten, zu glauben, der ewige Krieg habe ihn an den Krieg in dem Maße gewöhnt,

daß ihm kaum schwerer wurde, sich zu einem Feldzuge, als zu einem Balle zu entschließen; ferner, daß das Uebergluck ihn nicht ohne Uebermuth gelassen. Wir können inzwischen ohne Bedenken zugeben, daß schwächere Menschen schon weit früher und bei der Hälfte aller Gunst, welche ihm das Verhängniß gewährte, noch übermüthiger geworden sein würden, und vielleicht eben die kleinen Seelen am ersten, die ihn deswegen am lautesten getadelt haben.

Was Napoleon, wäre ihm Friede vergönnt worden, seinem Frankreich geleistet haben würde, erkannte Niemand besser, als Englands eifersüchtiges Auge. Wenige Monarchen haben ihren Völkern während der längsten Friedensdauer solche Fülle des Wohlstandes gegeben, oder vorbereitet, als er während der ununterbrochenen Kriegsjahre. Er verlieh seinem Reiche ein neues Gesetzbuch und treffliche Einrichtungen der Rechtspflege. Er belebte den innern Verkehr und Handel, indem er das weite Gebiet mit herrlichen Land- und Wasserstraßen durchschnitt und wilde Gebirgswege fahrbar machte. Nie sah man zwischen Rhein und Pyrenäen den Gewerbsfleiß und das Leben der Fabriken vormalig blühender und allgemeiner, nie die Finanzen besser geordnet und das Selbstgefühl der Nation erhöhteter. Vieles von dem, was er gestiftet, ward selbst von denen, die ihn haßten oder seine Fürstenweisheit neidisch herabsetzten, als Muster nachgeahmt; und sogar diejenigen, welche nachher kaum seinen Namen in Frankreich auszusprechen gestatten wollten, mußten es dulden, daß ihn seine Schöpfungen fort und fort mit Ruhm nannten.

Freilich, ihm kam zur Ausführung wohlthätiger, großgedachter Entwürfe der unerschöpfliche Reichthum eines fruchtbaren Landes, die vielseitige Bildung eines regsamen Volkes und das freiere Dasein desselben zu statten, in welchem es fähiger geworden war, sich selber zu helfen. Ja sogar die unter den Staatsumwälzungen ge-

schehene Zertrümmerung der vormaligen beschränkenden Ordnungen, des Lehenwesens, der erblichen Vorrechte, die Zersplitterung der alten, ungeheuern Grundbesitzungen der Geistlichkeit und des Adels mußte dem schnellern Aufblühen dienen. Die Revolution hatte den Boden Frankreichs mit dem Schutte der vermorschten Stiftungen des Alterthums gedüngt.

Nicht so günstig fand der große Friedrich das Verhältniß seiner Völker und Staaten, als er zu ihnen von den Schlachtfeldern des siebenjährigen Krieges zurückkehrte. Ein von der Natur minder reich gepflegtes Gebiet war von Feinden und Freunden so unmenshlich verheert und ausgeraubt, daß er auf längere oder kürzere Zeit einzelnen Provinzen nicht nur keine Abgaben fordern, sondern sogar den geplünderten Landleuten Getreide zum Samen für die Bestellung der Aecker, und Pferde für ihre Pflüge geben mußte. Und dennoch verwandelte sein Geist die wüst gewordenen Landschaften binnen zehn Jahren in ein heiteres Gebiet voller Gewerbsfleiß, Wohlstand und Fülle, zum Erstaunen der übrigen Deutschen. Er bevölkerte die Einöden mit neuen Niederlassungen, machte durch Fabriken den Kunstfleiß der Fremde entbehrlicher, zog Kanäle, baute Hochstraßen, stellte verbrannte Dörfer und Städte her, gab dem Reiche ein neues Gesetzbuch, leistete das Unglaubliche, und doch, was das Unglaublichste scheint, machte er darum keine Staatsschuld, sondern sammelte einen öffentlichen Schatz von beinahe anderthalbhundert Millionen Gulden, wie vor ihm kein Fürst Europens leicht aufzuweisen hatte, und nährte daneben ein schlachtfertiges Kriegesheer von zweimalhunderttausend Mann.

Es dürfte schwer zu entscheiden sein, wer von Beiden, ob Napoleon oder Friedrich, der größere Staatswirth gewesen; doch möchte man fast dem Letztern die Krone reichen, wenn man bedenken will, wie er mit geringern Mitteln das Außerordentliche geleistet, und vergessen will, daß jener nie, wie dieser, einen vieljährigen Frieden

zur Vollbringung von seinen Friedenswerken erlebt hat. Andere ausgezeichnete Fürsten haben ihren Ruhm, wie der schwedische Gustav Adolph oder Karl, durch Kriegesthaten, andere ihn, wie Kaiser Karl V, durch staatsmännische Klugheit, andere ihn, wie Leopold von Toscana oder Karl Friedrich von Baden, als weise Staatsverwalter gewonnen. Aber nur seltenen Geistern ist verliehen, in Allem zugleich zu glänzen, wie Heinrich IV. von Frankreich oder Peter I. von Rußland. Darum eignet ihnen die Welt den Namen der Großen unter Ihresgleichen zu. Preußens Friedrich und Frankreichs Napoleon werden von Jenen nicht übertroffen.

Die Aufgabe des Letztern ward um so schwieriger, da er zu seinem Wirkungskreise ein Reich empfing, in welchem alte und neue Ordnungen und Begriffe, die feindselig einander gegenüber standen, zu versöhnen, Parteien zu zähmen, Aufruhre zu dämpfen waren, und ein Volk, in langer Gefesloßigkeit verwildert und frech, zur Liebe der Sitte und Zucht und des Gehorsams zurückgeführt werden mußte. Wie Heinrich IV. vor ihm, um Herr aller Parteien zu werden, selbst den kirchlichen Glauben verließ, für den er so lange gefochten hatte: gab auch Napoleon die rohen Formen und Forderungen der republikanischen Partei auf, in der er seinen ersten Glanz erworben hatte. Er bot dem ausgewanderten Adel Frankreichs die Hand, und verknüpfte mit der Pracht und Gewalt eines erblichen Thrones die edelsten von den Stiftungen des untergegangenen Freistaats. Dazu aber bedurfte es wahrlich einer starken, ja einer eisernen Hand. Und sie fehlte ihm nicht. Er brachte sie und die Unererschütterlichkeit des Willens und die Gewohnheit des unbeschränkten Gebieters aus dem feldherrlichen Zelt auf den kaiserlichen Thron.

Ich weiß, man nannte ihn den Despoten, und dachtete ihm sogar Verbrechen an, von denen nach unbestochenen Zeugnissen

kund ist, daß er sie nie begangen. Auch Friedrich der Große ward zu jener Zeit, ja noch in unsern Tagen, wegen der Unbiegsamkeit und Alleinherrlichkeit seines Willens, in welchem er gleichsam den Staat zur Maschine erniedrigte, mit Vorwürfen belastet. Im selbstherrlichen Peter von Rußland und seinen Gewaltthaten erkannte man nur den asiatischen Khan. — Niemand weniger als ich ist geneigt, der alleinherrlichen Willkür das Wort zu reden. Denn auch der weiseste Despot ist, wenn nicht ein verderblicher, doch gefährlicher Starrkrampf der Menschheit. Aber wir dürfen im Angesicht der Geschichte keineswegs hinwegläugnen, daß, ohne Peters, Friedrichs und Napoleons gewaltigen Alleinwillen, Rußland, Preußen und Frankreich nicht geworden wären, was sie sind. Es gibt Entscheidungspunkte im Lebensprozeß der Nationen, wo ihnen die Natur selbst, zur Erhöhung oder Rettung des Daseins, statt des heroischen Heilmittels eine Diktatur anbietet, wie sich das republikanische Rom freiwillig im Drange schwerer Schicksale selbst gab.

Doch weder der große Friedrich noch Napoleon hemmten in ihrer Alleingewalt die Lebensthätigkeit der Uebrigen; vielmehr verstanden sie es besser, denn alle ihre Thronvorfahren, diese Thätigkeit zu reizen. Nur eins verlangten beide: alle Thätigkeit sollte ihrem Gedanken untergeordnet, nur ihm hilfreich sein; denn ihr Gedanke war das Gesetz des Staats; was dem widersprach, gesetzwidrig und tadelhaft. Friedrich schuf, Wettkaiser zu wecken, den Verdienstorden (*pour le mérite*), Napoleon die Ehrenlegion. Jene Stiftung war mehr vom Geiste des Selbstherrn, diese mehr vom Geiste eines freien Gemeinwesens durchweht, in welchem allen Staatsbürgern gleiche Rechtsansprüche zustehen. Auch das Verdienst, nicht nur des Kriegers und Staatsmanns, sondern des Künstlers, des Gelehrten, des Handwerkers, des Fabrikanten, auch jede Edelthat des Bürgers sollte in der Ehrenlegion den Vor-

beer öffentlicher Anerkennung finden. Wenn Napoleons Stiftung größer gedacht ist, als Friedrichs Orden, müssen wir dies den erweiterten Begriffen und Ansichten des Zeitalters in Rechnung bringen, des Zeitalters, in welchem jeder Mensch, seine Menschenwürde empfindend, im Zufall nicht mehr Weisheit, in der Geburt nicht mehr Verdienst, im Schein nicht mehr das Wesen erblickte.

Dies war aber zu Napoleons Zeit, besonders in Frankreich, als Wirkung einer vollkommenen Umgestaltung des Staates, weit mehr der Fall, denn in Preußen zur Zeit Friedrichs. Dieser Monarch, welcher den Ruhm seines Reiches nur als die Frucht seines Wirkens erkannte, schien ihn auch nur durch seinen festen Willen und seine Mittel, Waffen und Geld, emporhalten zu können, womit er ihn gegründet hatte. Daher blieb nicht nur der Unterschied der Stände scharf gesondert, sondern er zog, mit Vorliebe für das Heerwesen, zwischen dem Militär- und Zivilstande eine Marchlinie, durch welche beide in einer Art Gegensatz, nicht wie gleichberechtigte Mitbürger eines und desselben Staates, sondern wie eine höhere und niedere Kaste neben einander erschienen. In Frankreich, wo die Vorrechte des Feudaladels untergegangen waren, sah man überall nur Bürger mit gleichen Rechtsansprüchen. Napoleon selbst, die größten seiner Staatsmänner und Helden waren durch eigenes Verdienst aus dem Volke hervorgegangen. Jeder Bürger war Soldat im Fall der Noth, jeder Soldat zugleich Bürger. Weit entfernt, dieses edlere Verhältniß zu stören, suchte es Napoleon zu befestigen; und wie er allen Parteisinn, alles Faktionenwesen auszutilgen strebte, so wollte er auch keine Nebenbuhlerei und Eifersucht von Ständen erwachsen lassen. Er dankte dem Heere nur einen Theil seines Ruhms, seine Krone aber dem Volke.

Aus demselben Grunde gestattete er auch selbst demjenigen Stande, welcher sich von jeher und fast in allen Ländern gern vom übrigen Volk trennte und erhob, dem geistlichen Stande,

keine der alten und jeder gestifteten Nation lästigen Vorrechte. Er wollte die Geistlichen zu guten Bürgern, zu Angehörigen des Vaterlandes, nicht bloß eines ihm fremden, unsichtbaren Staates, der den Namen „Kirche“ trägt, gebildet sehen. Er erkannte in ihnen Diener des Altars, Religionslehrer des Volks, nicht Theilhaber an einer Herrschaft, die sie gern in eine weltliche und geistliche zerspalteten, um einen bescheidenen Theil davon zu empfangen. Eben deswegen erkannte er keine herrschende Kirche in seinem Reiche; alle Kirchen, selbst die Befenner des mosaischen Glaubens, hatten gleiche Rechte; in allen sah er nur Volksgenossen, Staatsbürger. Noch hat kein Monarch vor ihm ernstere und größere Versuche unternommen, die Juden aus ihrer Entsittlichung und Verstoßung emporzuheben und sie, mit Schonung ihrer Religion, andern Bürgern des Staates gleichzumachen und gleichzustellen.

Der preußische Monarch nahm, als König, dieselbe Stellung gegen die verschiedenen Glaubensparteien in seinem Reich. Er gestattete keine alleinherrschende Kirche, sondern gewährte einer jeden ihr Recht. Doch was bei Napoleon Frucht staatsbildnerischer Entwürfe, Gegenstand thätigen Einschreitens war, schien bei Friedrich mehr aus einem unthätigen Verhalten gegen alle Religionsarten, ja aus einer gewissen Verachtung des Kirchlichen und Priestertümlichen überhaupt, hervorgegangen zu sein. Während sich die Befenner sämtlicher christlichen Kirchen unter dem Scepter beider großen Staatsmänner ihrer ungestörten Freiheit im Gottesdienste freuen konnten, machte es sich undankbar genug ein großer Theil der Priesterschule fast aller Kirchenparteien zur Pflicht, beide als Religionsverächter, Glaubensspötter, Indifferentisten und dergleichen auszusprechen und mit heiligem Eifer zu verdammen. Doch beide waren zu groß, um die Verfehrer anders als mit dem Lächeln zu bestrafen, welches die treuherzige Einsicht immer erregt, wenn sie mit selbstgemachten Gespenstern Krieg führt. Friedrich wie

Napoleon waren religiös; nur daß sie nicht Kirchlichkeit und Priesterthum für Religion und die Spitzfindigkeit oder Bilder der Dogmatik von verschiedenen Sekten für den Weg des ewigen Heils hielten.

Die Spöttereien Friedrichs über Priesterthümlichkeiten gehörten zu demjenigen Ton, welcher in seiner Zeit für den feinen und guten gehalten wurde, und der besonders durch die geistvollern Schriftsteller Frankreichs allgemeiner geworden war. Er mußte um so mehr gefallen, weil der gesunde Menschenverstand, beim Fortschreiten der Wissenschaften, schon mit den Schöpfungen und Lehren der Dogmatik mancher Sekten zerfallen war, und hier ein drolliger oder witziger Einfall um so leichter gefunden ward, indem das Lächerliche und Erhabene, wie Napoleon sagte, nur eine Handbreite von einander liegen.

Der Einfluß der französischen Literatur hatte auf Friedrich noch eine andere Wirkung, welche allerdings seiner königlichen Würde nachtheiliger als jener ungebundene und gern gesuchte Scherz über Kirchlichkeiten war. Sein Geist ward dem Geiste seines deutschen Volkes entfremdet; er erkannte weder dessen Eigenthümlichkeit noch Werth. Er suchte Ruhm durch sein Volk; das Volk sollte den eigenen Ruhm nur in dem des Königs sehen. Er, mit Geringschätzung deutscher Kunst und Wissenschaft, die er sich nicht mehr Mühe gab, zu kennen, als sie herrlich um ihn her erblühten, lebte in ausländischer Sprache und Bildung fort, und beförderte durch sein Beispiel den Unglauben der Deutschen an sich selbst und die Ueberschätzung des Fremden, die Nachahmung des Ausländischen. So ward er, ohne es zu ahnen und zu wollen, der kräftigern Entwicklung des deutschen Volksgeistes hinderlich; hemmte länger, als er lebte, in der Nation das edle Selbstgefühl eigener Würde, eigener Größe, und machte es in feiler Nachahmerei und Bewun-

derung des Fremden sich selber fremd, dem Fremden mehr als sich selber ergeben und dienstbar.

Hier ward Friedrich weit durch Napoleon übertroffen, dessen erste Verhältnisse freilich der Richtung seines Geistes ungleich günstiger gewesen waren. Er suchte seines Ruhmes schönern Theil im Ruhm der Nation, die er zu beherrschen hatte. Alle seine Stiftungen und Anordnungen zielten dahin, das Ehrgefühl der Franzosen zu heben, das Volksthümliche unentweiht vom Ausländischen zu erhalten, französische Kunst, Gelehrsamkeit und Wissenschaft zu befördern, und selbst seine Siege in zahllosen Schlachten eignete er sich nicht zu, sondern weihte sie dem Ruhm der Nation. Während Friedrich, auf deutscher Erde geboren, wie ein ausländischer Fürst über seinen Unterthanen dastand, und kaum ihrer Sprache mächtig war, saß Napoleon von Korsika auf dem Throne zu Paris als ein geborner Franzose, und vergaß sogar die Sprache seines Vaters. Welche Aufmunterungen gab er nicht nur den ernstern Wissenschaften, sondern auch den edlern Künsten! Er that mehr, als selbst Ludwig XIV., der sie nur zu Dienerinnen seiner königlichen Hoffart machte. Napoleon liebte die Musen ihres Selbstes willen, er kannte ihre Macht; darum baute er ihnen Paläste.

Als er eines Tages zu St. Cloud vom Trauerspiel Hektor des Luce de Lancival sprach, das ihm sehr gefiel, und das er daher *une pièce de quartier-général* nannte, rief er mit Wärme: »La tragédie échauffe l'âme, élève le cœur, peut et doit créer des héros. Sous ce rapport peut-être la France doit à *Corneille* une partie de ses belles actions; aussi, Messieurs, *s'il vivoit, je le ferois prince.*« — Bei aller Begeisterung für Kunst und Wissenschaft verläugnete sich in seinen Anordnungen für dieselben jedoch nicht eine gewisse Einseitigkeit, welche nirgends widerlicher und störender, als eben im Wissenschaftlichen ist. Diese Ein-

seitigkeit, welche sich besonders darin offenbarte, daß er den höhern Schulen eine Art militärischer Einrichtung gab, und daß er das Maß dessen, was gelehrt und nicht gelehrt werden durfte, allzumistralisch bestimmte, mag theils Nachwirkung seiner eigenen kriegerischen Erziehung und Lebensart, theils aus der Rücksicht gestossen sein, daß, wie überall, so auch schon in den Schulen, dem revolutionären, halbverwilderten französischen Geiste Zaum und Gebiß schärfer angelegt werden müsse. Friedrich dagegen ließ der vielseitigen Entwicklung des Wissenschaftlichen in den Schulen freien Spielraum, nach dem Grundsatz: „Wer frei darf denken, denkt wohl.“

Friedrich endete seine thatenreiche Laufbahn glücklicher, als Napoleon. Er starb auf dem Throne, verherrlicht von seinen Werken, deren Gedeihen er sah. Dies war nicht Sache des Verdienstes, sondern des Glückes. Es ist bekannt, daß die wider den großen Mann verbündeten Mächte damals ihm kein viel besseres Loos, als nachmals dem französischen Kaiser ward, zugesdacht hatten, im Fall sie Sieger geblieben wären. Sie wollten ihn wieder zum kleinen Marquis de Brandebourg machen. Vielleicht hätten sie ihn wohl auch, mit Ausnahme des Titels, noch zu etwas Kleinerm gemacht. Seine Staaten waren für Kriegskosten, Ausrundungen und Entschädigungen schon ziemlich berechnet und, wenigstens auf dem Papier, vertheilt. Das Schicksal aber wollte anders. Er blieb Sieger.

Ist er, weil er Sieger blieb, größer gewesen, als wenn er in blutigem Umschwunge bisherigen Glanzes jählings, nach langem Kampfe, unterlegen wäre? — Ich möchte nicht in das Hosiannah oder Kreuzige des Pöbels einstimmen, welcher ohne Bedenken den Gewinn des großen Looses aus der Lotterie für Klugheit, eine stolze Verneigung für angeborne Majestät, und Unglück für Schande oder Dummheit hält. Auch unterliegend wäre Friedrich der König:

liche Riesengeist geblieben; auch im Fallen wäre er groß gewesen, wie Napoleon, dessen Sturz den ganzen Welttheil erschütterte, dessen Schatten noch seine Feinde schreckte, und von dem man erst wußte, wer er gewesen war, als man die Zeiten und Menschen maß, die nach ihm kamen.

Das Schicksal scheint sich gefallen zu haben, diesen Mann mit allen Prüfungen des Starkmuthes, im Glanze des Thrones, im Weithrausch schmeichelnder Könige, und wieder entkleidet von Herrlichkeit und Macht, in der Dürftigkeit eines Verbannten, zu zeigen. Ward er kleiner, als er auf dem unwirthbaren Felsen von St. Helena kaum die gewohnte Lebensbequemlichkeit hatte, und vom fernen Europa nichts als das Jauchzen des Pöbels über seinen Untergang hörte?

Er hatte nach der Schlacht von Waterloo noch ein Heer an der Loire. Es erwartete ihn. Er konnte den Verbündeten noch furchtbar werden. Aber er entsagte. Er dachte weniger an sein, als an Frankreichs Unglück.

Wäre der große Friedrich persönlich in die Gewalt seiner erbitterten Feinde gefallen, er wußte, welches Schicksal ihm bevorstand! Man sagt, er habe, vorbereitet auf solche Stunde, ein Giftfläschchen bei sich getragen. Den Kaiser der Franzosen hätte die tödtliche Kugel auf dem Schlachtfelde gefreut, in der Mitte seiner Helden sterben zu können. Aber den Tod sich selber zu geben, war er zu stolz. Er empfand das Entsetzen der Hoffnungslosigkeit, nicht des Verzweifeln's. Unter allen seinen Feinden wählte er den mächtigsten, den unbezwingbarsten; dem lieferte er sich freiwillig aus. Selbst groß, glaubte er an die Größe Anderer. Er betrog sich. Und als er seinen Irrthum wahrnahm, hatte er nur Verachtung gegen die kleinliche Gemüthsart der damaligen Minister Englands.

Das Schiffsvolk, welches ihn über das Weltmeer in die ewige

Gefangenschaft entführte, sah mit dem Erstaunen der Bewunderung die heitere Ruhe des Helden. In der engen, feuchten, ungesunden Hütte von Longwood war er derselbe, wie man ihn in St. Cloud und in den Tuilleries gesehen hatte. Seine Ueberwinder schienen die königliche Würde, die sie selbst trugen, an ihm entweihen und erniedrigen zu wollen; er glaubte in St. Helena kein edleres Geschäft mehr übernehmen zu können, als vor den Augen der Nationen diese Würde unentweihbar zu halten. Für die gemeine Behandlung, die er litt, hatte er Unwillen; aber wenn eine Thräne sein Auge verdunkelte, ein Seufzer seinen Lippen entschlüpfte, war es nur unter dem Gedanken an Frankreich, an seine Gemahlin und an seinen Sohn. Er lebte, wie sein eigener Schatten, noch im Schattenreiche großer Erinnerungen; aber er fand da auch, wovon zu leben war. Er hatte keine Krone, aber noch Freunde, getreu bis in den Tod, wie sich deren mit solcher Gewißheit schwerlich diejenigen rühmen können, welche auf den Thronen sitzen. Und die ihm freiwillig in das hoffnungslose Elend folgten, sind von der Welt als tugendhafte und liebenswürdige Menschen anerkannt. Wir haben aber noch nie gehört, daß liebenswürdige und tugendhafte Personen Freundschaft mit einem unedeln Menschen, ja wohl gar mit einem gefühllosen Bösewicht geschlossen, geschweige dieser Freundschaft ihr Lebensglück geopfert hätten.

Weder Friedrich der Große noch Napoleon waren frei von Fehlern. Doch dürfen wir ihnen nicht alle diejenigen zurechnen, welche in ihrem Namen von boshaften oder ungeschickten Dienern begangen worden sind. Friedrich wie Napoleon würden als Privatmänner nicht minder achtungswürdige Personen gewesen sein, wie auf dem Thron. Der beleidigte Nationalstolz überwundener Völker kann das Richteramt nicht führen, so wenig, als der Maßstab, welchen der gewöhnliche Mensch aus der engen Welt seiner Verhältnisse und Begriffe entlehnt, an ihre Größe gelegt werden darf.